

Haltet sie!

Bürokratie, Isolation, Rassismus: Die Bundesrepublik macht es ihren ausländischen Studenten schwer.

Die künftigen Fachkräfte weichen auf andere Länder aus – dabei werden sie **dringend** in Deutschland gebraucht.

Seit dem vorigen Jahr, im November war es, fühlt sich das Leben für Lu Zhang anders an*. Die chinesische Studentin, 25, stand vor der Mensa der Kölner Universität und wartete auf Freunde. Da passierte es: »Hau ab aus unserem Land, du Dreck«, zischte ihr jemand zu, ein ganz normaler Student, im Vorbeigehen. Die umherstehenden Kommilitonen hätten kurz aufgeschaut und seien dann weitergegangen.

Von dem Moment an habe sie sich nicht mehr wohl gefühlt in Deutschland, erzählt Zhang. Die Betriebswirtschaftlerin, Notenschnitt 2,0, will Deutschland nach ihrem Abschluss verlassen.

Dumpfer Fremdenhass – unter Jungakademikern, in der Bildungselite, an einer Hochschule? Wer mit ausländischen Studenten spricht, hört häufig solche Geschichten: von Demütigungen, Einsamkeit und den Fallstricken der deutschen Uni-Bürokratie. Zusammengenommen ergeben sie das Bild eines bisweilen ziemlich ungastlichen Landes.

Nach einer Studie des Hochschulinformationssystems (HIS) bricht jeder zweite Student aus dem Ausland sein Studium ab und kehrt zurück in sein Heimatland. Fast 40 Prozent aller Ausländer haben einmal pro Woche oder noch seltener Kontakt zu ihren deutschen Kommilitonen, ein Drittel fühlt sich fremd. Auf dem Campus finden sich Gruppen nach Nationalität sortiert zusammen, Kontakt zu den anderen Gruppen gibt es kaum. Die Isolation führe bei manchen Ausländern gar dazu, dass sie zum Ende ihres Studiums in Deutschland schlechter Deutsch sprechen als zu Beginn, erzählt Ulrich Heublein vom HIS.

* Name von der Redaktion geändert.

Deutschland sei eine »im Kern provinzielle Nation«, kritisiert Christian Bode, Generalsekretär des Deutschen Akademischen Austausch Dienstes (DAAD). Es werde hier noch immer nicht ausreichend begriffen, wie wichtig es sei, Ausländer gebührend willkommen zu heißen. »Wir haben hier keine langjährige Tradition von Gastfreundschaft, auch nicht an den Unis«, so Bode.

Dabei könnte eigentlich alles gut sein, die Bundesrepublik ein Magnet für angehende Akademiker aus aller Welt: Bildung made in Germany hat einen guten Ruf. Die Studiengebühren – 500 Euro pro Semester in einigen Bundesländern – sind niedrig; im Vergleich zu anderen populären Ländern ein Klacks. So belegt Deutschland in der Gunst ausländischer Studierender im weltweiten Vergleich Rang 3. Rund 250 000 Ausländer besuchen deutsche Hochschulen, mehr sind es nur in den USA und Großbritannien.

Viele Gaststudenten fühlen sich auch durchaus wohl in Deutschland, darunter die große Mehrheit der rund 18 000 Studenten, die jedes Jahr auf dem Erasmus-Ticket ein oder zwei Semester an einer deutschen Hochschule verbringen. Sie kommen, erleben eine schöne Zeit und gehen wieder. Von einer »großen Party der Europäer« spricht etwa die Irin Deirdre Teeling, 21, die bis Juli ein Jahr in Köln studierte. »Meine besten Freunde waren Spanier, wir haben sehr viel gefeiert.«

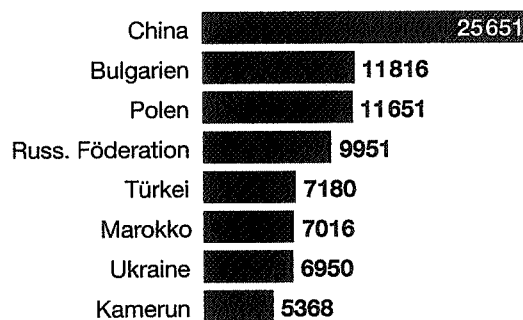
Aber warum sinkt dann seit 2003 die Zahl ausländischer Studienanfänger in Deutschland?

Vielleicht, weil es sich herumspricht, dass es den Nichteuropäern, die für längere Zeit hierherkommen, möglicherweise sogar für ihr ganzes Studium, nicht besonders gut geht.

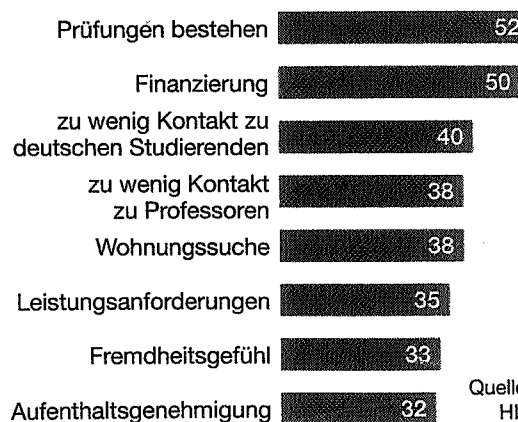
Vielleicht aber auch, weil Deutschland aus seiner Attraktivität nichts macht. So dass potentielle Interessenten sich für andere Länder entscheiden. Länder, in denen man sich stärker um sie bemüht.

Großbritannien beispielsweise hat sich zum Ziel gesetzt, 100 000 Ausländer zusätzlich an seine Unis zu

Ausländische Studierende ... im Wintersemester 2006/07, wichtigste Herkunftsländer



... und was ihnen Sorgen macht Insgesamt, in Prozent

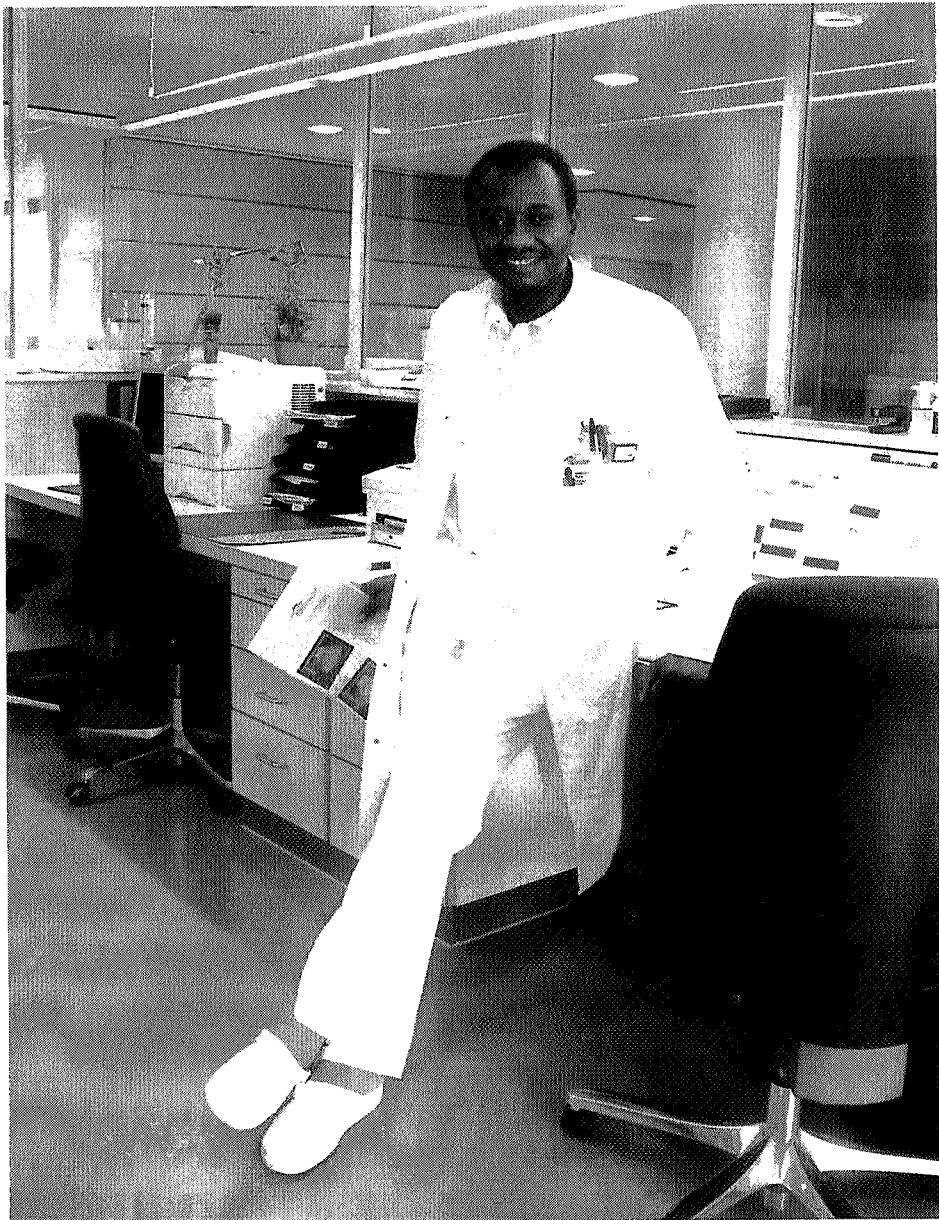


Quelle: HIS



„Davon soll die ganze Stadt etwas mitkriegen“: 20 Studenten aus fünf Nationen wohnen in dieser WG in Frankfurt (Oder)

Haltet sie!



»Ein Jahr musste ich auf mein Visum warten, dann flog ich nach Deutschland. Während meines Sprachkurses in Mannheim lebte ich in Wohnungen, in denen kaum einer leben wollte. Ich machte Jobs, die kaum einer machen wollte. Tags besuchte ich die Sprachschule, nachts arbeitete ich in einer Zementfabrik. Ich kannte fast keine Deutschen. An der Uni wurde vieles besser, die Leute waren offen, ich habe keinen Rassismus erlebt und viele Freunde gefunden. Ich bin froh, dass ich mich durchgebissen habe, und dankbar, dass ich hier studieren durfte.«

Walters Fomuki, 36, Kamerun, ist heute Assistenzarzt für Urologie an einem Krankenhaus in Frankfurt am Main. Er studierte von 1999 bis 2006 Medizin an der Uni Heidelberg.

ten die ausländischen Studenten in der HIS-Umfrage auch über Probleme bei der Finanzierung und mangelnden Kontakt zu Mitstudenten und Professoren (siehe Grafik Seite 16).

Der BAS fordert deshalb, dass ausländische Studierende unbegrenzt arbeiten dürfen. Die Uni sollte bessere Sprachkurse anbieten und die Ausländer enger in die Gremien- und Gruppenarbeit einbinden. »Am wichtigsten aber ist«, sagt Ulukbek, »dass die deutsche Gesellschaft uns Studenten das Gefühl gibt, willkommen zu sein.«

Wie das funktioniert, macht die Europa Universität Viadrina in Frankfurt (Oder) vor. Schon ihre Lage an der deutsch-polnischen Grenze verpflichtet sie zur Internationalität, der Ausländeranteil liegt bei rund 40 Prozent, die meisten kommen aus Polen. Hier setzt man seit der Gründung im Jahr 1991 auf ausländische Studenten. Fast jeder Gast bekommt einen deutschen Tutor zur Seite gestellt – auf Wunsch werden die Studenten vom Bahnhof abgeholt.

Auf Nachfrage vermittelt die Viadrina eine deutsche Patenfamilie, die alle paar Wochen zu einem Abendessen oder einem Ausflug einlädt – das hilft gegen Heimweh und Einsamkeit. »An unserer Uni klappt das Zusammenleben schon ganz gut, jetzt wollen wir noch Signale in die ganze Stadt senden«, sagt Bernd Schünow von der Abteilung für internationale Angelegenheiten.

Anstöße zum Miteinander gibt es auch ohne Hilfsprogramme und Sozialprojekte: etwa im »Verbündungshaus«, einem Plattenbau aus den achtziger Jahren, zehn Fußminuten von der polnischen Grenze entfernt. Das Haus sollte abgerissen werden, jetzt ist im Erdgeschoss eine hippe Bar eingerichtet. Hier wohnen 20 Studenten, sie heißen Kasia, Victor, Carolina, Franko, Hodg oder Wojtek.

»Wir wollten billigen Wohnraum für alle schaffen«, erzählt Lea Sauer, 25, die Kulturwissenschaften studiert. Die Bewohner kommen aus fünf verschiedenen Nationen. Im Februar heirateten zwei Mitglieder der Multikulti-WG, er aus Deutschland, sie aus Weißrussland.

In Oldenburg hat nach Jahren des Kampfs auch der Kameruner Kilian Asangana, 27, sein persönliches Glück gefunden. Er ist mit einer Deutschen verheiratet, seit März hat er einen deutschen Pass. Seit Juni hat er seinen Informatik-Abschluss in der Tasche und arbeitet bei einer renommierten Software-Firma. Er habe »viel Mist erlebt«, erzählt Asangana. Doch blicke er optimistisch in die Zukunft. »Wir stehen an einer Wende, die Gesellschaft öffnet sich gerade.«

Dass seine Entscheidung, in Deutschland zu bleiben, richtig war, merke er jedes Mal, wenn er nach ein paar Tagen Reise wieder nach Oldenburg hineinfährt. »Dann denke ich: Das ist meine Heimat.«

BENJAMIN HAMMER